



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Freitag, 25. März

1927.

(20. Fortsetzung.)

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Forstmeister von Reichwange hatte inzwischen Mechthildis Frage in seiner ruhigen, schlichten Weise beantwortet.

„Die junge Dame ist die Pflegetochter des reichen Kommerzienrates H., der ihr, die er liebt, eine Mitgift von mindestens einer Viertel Million zu geben denkt. Und da... Das Resultat sehen gnädiges Fräulein. Sie wissen ja,“ setzte er mit halbem Lächeln hinzu, „wie's Kauf's unschuldiges Gretchen so schön sagt: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“

Fräulein von Massenbach war seinen Worten mit dem zurückhaltenden Interesse kühler Höflichkeit gefolgt, das sie gleichsam wie eine halbhohe, aber unübersteigbare Schranke zwischen der eigenen und der ihrer Mitmenschen aufzurichten schien.

Doch jetzt wandte sie, schneller als sonst, den zierlichen Kopf nach ihm: „Das klung ja fast, als ob er...“

Es war, als wenn eine Saite in ihr, die sie noch nie gespürt, zu einem feinen, kaum wahrnehmbaren Klingen gebracht worden wäre. Und sie öffnete gerade die Lippen, um in einer, ihr sonst fremden Lebendigkeit das Gesprächsthema fortzuspinnen, da war es ihr, als ob fremde Hände, gleichsam wie mit Schrauben, sie von dem kaum betretenen Weg herunter auf eine andere Bahn zu zwingen suchten.

Sie hob, peinlich berührt und dennoch wie unter einem unverstehlichen Zwange, die Hände. Da begenete sie den Augen Dr. Voigtstedts, in denen ein „laß dich nicht betrügen“, eine fast lächelnde, hohnvol überlegene Verachtung des eben Gehörten deutlich lesbar geschrieben stand.

Wie ein heftiger, schmerzender Stich war es ihr durch ihr Inneres gegangen, und unwillkürlich preßte sie die feinen Finger für die Spanne einer Sekunde auf das Herz. Dann aber lächelte sie.

Und während sie zu Dritt in die schattigen Laubengänge des weiten Gartens untertauchten, von diesem und jenem plaudernd, — Herr von Reichwange ruhig, sachlich, wie es seine sympathische Art, Dr. Voigtstedt in geistvoller Sprechweise mit grellen Schlaglichtern menschliche Schwäche und Vächerlichkeiten streifend und verkleinernd nachhaffend, Mechthildis in einer mühsam verhaltenen Erregung, die ihren Wangen erhöhte Farbe und ihr selbst einen neuen, unbewußten Reiz verlieh, da war es wie ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen, ein unmerkbares „Ich und du“, das sie von der Gesellschaft des dritten gleichsam abtrennte. —

Fräulein Magdalene Gerling, die junge Gesellschafterin Frau Goldes, ging fünf Schritte hinter der Herrin und trug deren kostbares, türkisches Schaltuch, dessen gedrehte, mit Seidenlöckchen durchwebte Fransen seine echte Abstammung verbürgten, über dem Arm.

Ihr Auge haftete an einem, sich um ein Kuchenstückchen zu kngenden Sperlingspärchen und folgte belustigt dem Männchen, das jämmerlich zerzaust die Flucht ergriff und von dem hohen Ast einer Blutbuche auf die kriegstüchtige Ehehälse herunterschimpfte. Es war, als ob ihr Atem schneller ging, die Brust sich befreit hob in den wenigen Minuten einer seltenen Freiheit, und einmal machten die schmalen Füße in den hellgelben Lederstiefelchen gar ein

paar Tanzschritte nach dem Takt der wieder einsetzenden Musik.

„Nette Melodie, was? So recht was für junge Füchsen,“ sagte da eine schnurrende Stimme dicht neben ihr im Ton nachlässigen Wohlwollens mit einem leicht frivolen Einschlag, wie ihn der Grandseigneur jungen und hübschen Untergaben gegenüber für gegeben hält.

Das kleine Fräulein ging bereits wieder in dem gleichmäßigen Schrittempo, wie es die gute Gesellschaft für ehrbare Mädchen, die kein Aufsehen erregen wollen, vorschreibt.

Sie hatte einen flüchtigen Blick seitwärts geworfen und ganz wenig, kaum merkbar, die pinselfeinen, seltsam gradlinig verlaufenden Augenbrauen in die Höhe gezogen. —

„Sehr nett“, erwiderte sie dann trocken und blickte gleich wie gänzlich hingenommen in das Grüngold der Blüderbüschel ihr zur Seite. Zog eine der hellvioletten Trauben mit rascher Hand zu sich herab und atmete mit tiefen, durstigen Zügen den würzigen Duft in sich hinein, als wollte sie damit andeuten, daß sie ihrerseits das Gespräch für beendet ansah.

Der ausgebrannte Kater hatte nun seinerseits Gelegenheit, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen, was ihm ein besonders miezenhaftes Aussehen gab, und mit sich zu Rate zu gehen, ob es nicht am besten sei, dem sehr deutlichen Hinweis des kleinen Fräuleins zu folgen und schleunigst „seinen Abtritt“ zu nehmen.

Aber er, der Freiherr von Ermisleben, Herr auf Saalborn und Heinrichshof, sich von einem solch winzigen Puttchen, einem Gesellschaftsfräulein, in die Flucht schlagen zu lassen, das da warten mußte, bis die Herrin ihr ein Stück Kuchen zu hob?“

Im nächsten Augenblick schämte er sich dieses unritterlichen Gedankens, der ihm ein jäh aufwallendes, gänzlich unbegründetes Nachgefühl eingegessen hatte. Und in diesem Zwiespalt der Gefühle geschah es ihm, daß er den Panama vom Kopfe riß und den schon etwas durchgewachsenen Schädel ehrerbietig vor ihr neigte, wie vor einer Dame der Gesellschaft.

„Hatte noch nicht Gelegenheit, mich vorzustellen — Freiherr von Ermisleben.“

Er erwartete nichts anderes, als daß das kleine Ding da nun tiefbeglückt und hocherrötend untertauchen und ihrerseits den Namen stammeln würde.

Aber nichts dergleichen geschah.

Mit ruhig graziösem Kopfnicken nahm sie die Vorstellung entgegen, ohne eine Silbe zu erwiedern, so — so — als sei sie eine geborene von Iphenplix oder sonstwas.

Herr von Ermisleben wußte nicht, warum ihm der Ärger darüber so würdig in die Kehle stieg, er, der jedes unaristokratische „Echauffement“ haschte, wie die Pest, und er beschloß, dieser übermüdeten Person in seiner — natürlich ganz seiner Weise klar zu machen, welche Schranken seine Welt von der ihren trennten. Und darum war er gezwungen, selbstverständlich für ein Weilchen neben ihr herzugehen, um dem peinlich endenden Gespräch noch eine Fortsetzung folgen zu lassen.

„Gnädiges Fräulein sind nicht von hier?“

„So von Herzen er gewünscht hätte, ihr den Standpunkt

Marzumachen, brachte er, trotzdem er ein paarmal gewaltig dazu angesezt hatte, doch nicht das „Fräulein“ oder einfach „Sie“, das ihr gebührte, heraus, dieser ruhig sicheren Abgeschlossenheit gegenüber.

Das junge Mädchen war, still vor sich hinblickend, neben ihm hergeschritten, und er machte wieder Willen die Vermerkung bei sich, daß die sanftgeschlossene Linie der roten Lippen da eigentlich sehr hübsch und graziös verlief.

„Jetzt hab sie den Blick zu ihm, und er sah in ein Paar erstaunte Augen, die ruhig kühl den seinen begegneten.“ „Ich bin aus Kassel“, erwiderte sie kurz und sachlich und rüb, wie ungeduldig, von dem nächsten Busch ein Blättchen, das sie in der sehr schlanken und sorglich gepflegten Hand zerdrückte.

„Haben Sie Geschwister?“ fragte er, und als sie ihn groß und wie erstaunt anblieb, setzte er stotternd hinzu: „Eltern wohl auch noch?“

Er wußte eigentlich nicht, ob ihn das interessierte, aber etwas anderes wollte ihm schlechterdings nicht einfallen.

„Neberhaupt hatte er das Gefühl, als ob er diesem kleinen Dinge gegenüber eine so lägliche Rolle spielte, wie höchstens vor den Examinateuren zu Zeiten seines ersten und einzigen Referendarexamens, durch das er glücklich gefallen war und das er niemals wiederholte.“

„Jetzt lachte sie aber wirklich: „Nun erwarten Sie gewiß die übliche Erzählung der armen Gesellschafterin, wie sie in Romanen an der Tagesordnung ist, mein Herr? Sie war arm, aber adlig“, ironisierte sie mit einem spöttischen Verziehen des Mundwinkel.

„Ihr ganz schmales Gesicht war wie von Schelmerei überzaut. In den Augen tanzten Funken, als huschten Sonnenstrahlen darüber hin.“

„Die Illusionen muß ich Ihnen leider rauben. Mein Vater ist ehrhafter Landmesser am staatlichen Vermessungsbureau, und wir sind sieben Geschwister.“

„Sieben?“ fragte er entsetzt. Er hauchte es förmlich. Es durchschauerte ihn eisart vor der Größe dieses gigantischen Unternehmens. „Wie kann ein Mensch sieben Kinder haben?“

„Sechs Mädchen und ein Junge . . .“

„Sechs Mädchen“, stöhnte der Freiherr, „Mädchen sagen Sie?“ „Und warum denn nicht?“

„Ihre vorhin so lachenden Augen sprühten ihn an. Es war, als würde die zierliche Gestalt vor seinen Augen. „Warum denn nicht? Sind wir nicht ebenso notwendig im Getriebe der Schöpfung wie der Mann? Was wäre die Welt ohne uns?“

Herr von Ermsteben war bestürzt einen Schritt zurückgewichen. Er hatte unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als müßte er sich gegen so etwas wie einen Blazregen schützen.

Das Blut stieg ihm drängend heiß zu Kopf, so daß er den Hut abnehmen mußte, und diesen in der Hand haltend nun in einem wirbelnden Gedankentraum neben ihr herschritt.

„Natürlich — sie hatte ja recht — so recht — ihm. Was war der Mann denn eigentlich mehr als sie? Kamen samt und sonders mit nichts auf die Welt und sollten erst zeigen — Und was wäre die Welt ohne die kleinen Mädel? Hm. Von den kleinen Mädeln wollte man mal ganz abschauen. Ohne die gings am Ende. War auch am Ende nicht zu verachten, solch hübsches, lustiges . . . Aber ohne die guten, treuen, hilfreichen Frauen, so wie seine feste Mutter eine gewesen, ohne die ging's nicht. — Und so wie die Frau von Massenbach.“

„Kennen gnädiges Fräulein Frau von Massenbach?“ platzte er dann heraus. Und als sie ihn staunend und etwas misstrauisch anblieb, setzte er stotternd hinzu: „Eine Prachtfrau.“

Dann rieb er sich mit der flachen Hand die Stirn, als könnte er dadurch dem stockenden Gedankenfluss neuen Schwung verleihen. Ihm, dem gewandten Gesellschafter, dem geistreichen Plauderer, war heute seltsamerweise das Gehirn wie eingetrocknet.

„Bruder, wohl Jungster? — Nesthälfchen, oder so was?“ meinte er dann und wunderte sich selbst, daß ihn das interessieren konnte.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, der Älteste.“ Wie knapp sie erwiderte. Nicht eine Silbe mehr, als nötig war.

„So, so. Natürlich Familiengenie, Pascha, von allen vergöttert und umschmeichelt . . .“

Sie sah wieder mit ihrem stillen Lächeln, das ihm so lieb und reizend deuchte, daß er sich darüber ärgerte, vor sich hin: „Mein Großer — ach nein, unser Großer, hat es sich mit unserer Erziehung recht sauer werden lassen . . .“

„Wirklich?“

Sie sah ihn ernsthaft aus den braunen Augen an. „Glauben Sie, daß es eine Kleinigkeit ist, sechs jüngere Schwestern mitzuziehen? Wir waren eine wilde Bande.“

„Hm.“ Er räusperte sich. Sie entnahm dem flüchtigen Laut den Zweifel an ihren Worten.

„Es ist wahr,“ bekräftigte sie etwas lebhafter, und wiederum sahen die braunen Augen so ehrlich und klarblidend zu ihm auf, daß ihm war, als ob eine warme Blutwelle ihm zu Herzen dränge.

„Meine Eltern besaßen ein eigenes Haus mit hübschem Garten und einem großen, gepflasterten Hof, der unserm Tatendrang absolut keine Beschränkung auferlegte. Gott, was haben wir gerangt und getobt. Das Obst nie anders als frisch vom Baum gegessen . . .“

Sie war ins Plaudern gekommen, ganz heiße Ohren hatte sie in Erinnerung an die lustigen Streiche ihrer Jugend bekommen, und ihr Begleiter hütete sich weislich, sie durch eine unbedachte Frage in ihre vorherige abwehrende Haltung zurückzuscheuchen.

Wie ein lustig sprudelnder Bach erschien ihm der Erzählerton der jugendhaften Stimme, die sich dennoch bei aller Lebhaftigkeit nicht über eine gewisse, scharf abgemessene Grenze hinausschob.

„Mehr als einen Dienstboten konnten meine Eltern nicht halten,“ fuhr das junge Mädchen fort. Sie hatte offenbar in Gedanken an das liebe Daheim vergessen, zu wem sie sprach, „und sehen Sie, da nahm denn unser Großer die Stelle des Aufpassers ein, wenn wir in Hof und Garten herumschwärmen. Manchmal spielte er mit uns, manchmal, wenn es viel für die Klasse zu tun gab, leitete er uns mit dem Buche in der Hand an, und . . .“

„Und war er denn immer gut?“ tonnte sich der Freiherr nicht enthalten zu fragen, „oder gab es auch mal . . .“ Er machte mit humoristischem Seitenblick eine bezeichnende Bewegung mit der Rechten.

„Auch das,“ gab sie niedrig und lächelnd zu, „wie hätte er sonst — wir waren doch immerhin sechs . . .“

— und was ist er jetzt? Darf man das wissen?“

„O, er hat gute Karriere gemacht“, gab sie stolz zurück, „er ist natürlich Philologe geworden,“ setzte sie erklärend hinzu, „er, der geborene Erzieher der Jugend. Trotzdem er erst 28 ist, ist er doch schon wohlbestallter Oberlehrer am X-Gymnasium zu Kassel.“

„Natürlich sind Sie, als die Schwester, darum aus dem Hause gegangen, um diejenigen „geborenen Erzieher der Jugend“ seine „glänzende“ Laufbahn zu ermöglichen?“ fragte Herr von Ermsteben hinterhältig. Er wußte nicht, wie es kam, er hatte etwas gegen diesen sogenannten „Großen“, der ihm doch eigentlich gar nichts zu Leid getan hatte, aber er hätte ihn mit bissigem Sarcasmus gleichsam überschütten und zu Boden drücken können.

Seine Begleiterin hatte ihn, einen sinnenden Ausdruck in den braunen Augen, ohne Verständnis für den Sinn seiner Worte angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beethovens Tod.

(26. März 1827.)

Sterbend liegt er im einsamen Hause, von Menschen verlassen; Trost und Liebe noch sucht irrend sein brechender Blick.

Heimlich rauscht ein Gewölle zusammen auf himmlischen Flügeln,

Über dem mächtigen Haupt wölbt und türmt sich Gebirg. Strahl erblaut über Strahl, und Donner lauchet dem

Donner —

Stürmt sich in Wettern sein Werk, stürmt seine Seele sich aus? Flammand ein Blitz, und ein Dröhnend hallt, es schüttert

der Boden;

Hände zum Himmel gereckt, fährt er im Feuer empor.

Hans Böhm.

Was ist uns Beethoven?

Von Dr. Fritz Ludwig Lange.

Wenn man anlässlich einer Centenar-Feier das Andenken eines großen Mannes feiert, dann wird nur zu oft im Banne der historischen Einstellung übersehen, daß die Bedeutung des Gefeierten inwischen wirklich nur noch-historisch ist, daß viel oder gar alles an der bedeutenden Leistung nicht mehr im Bewußtsein unserer Zeit lebt, daß all die klingenden Ehren eben nur einem Toten gelten. Leicht wäre es, hier berühmte Namen zu nennen, und die Tatsache, daß es für die Mehrheit der Nachgeborenen wirklich nur noch Namen sind, würde auch nicht geändert durch das Pharisäertum jener unberufenen Tempelhüter, die eine richtige Erkenntnis stets gern zur Keterei stampfen wollen.

Es ist bedeutsam, daß Beethoven, gleich einiger (verhältnismäßig wenigen!) ganz Großen der Vergangenheit, solcher beschränkt-überreifigen oder gar heuchlerischen Lobredner nicht bedarf. Seine fast einzigartige Bedeutung und durch ein Jahrhundert kaum beeinträchtigte Lebenstrafe scheint erhaben über das begreifliche Untersfangen der Menschen, einem ihrer, ins Heroische gesteigerten Argenossen mit rühmendem Wort und ebrender Tat gerecht zu werden. Das fühlte wohl auch Robert Schumann, als er vorflug: „Nehmt hundert hundertjährige Eichen und schreibt mit solcher Gigantenschrift seinen Namen auf eine Fläche Landes. Oder bildet ihn in riesenhafter Form wie den heiligen Borromäus am Lago Maggiore, damit, wie er schon im Leben tat, er über Berg und Tal schauen könne. Und wenn die Rheinschiffe vorbeifliegen und die Fremdlinge fragen: „was der Riese bedeute — so kann jedes Kind antworten: Beethoven ist das — und sie werden meinen, es sei ein deutscher Kaiser...“

Kein Meister der bildenden Kunst hat uns — man mag sagen was man will — Beethovens Wesen mit genialerer Sinnfälligkeit vor Augen gestellt, als Max Klinger, der in der Phantasiepracht seiner baroden Marmor-Rhytmen den einsamen Helden auf den von Adlern kaum erslogenen Wolkenthron erhöhte.

Gewaltiger aber als ein Erinnerungsmal von noch so gigantischen Ausmaßen, ist die Tatsache, daß Beethoven für den heutigen Menschen noch wirklich lebt. Hat man von Dante gefragt, er trete auch jetzt noch in irgend einer Form jedem Italiener nahe, so gilt Ähnliches von Beethoven in seiner Besteigung zur deutschen, zur europäischen Menschheit. Und wäre es nur die haftende Erinnerung an Klingers phantastisches Helden-Bildwerk oder den erhabenen Ernst jener Gesichtsmaske, die in unzähligen Musikimmern hängt, oder an die erschütternde, abarundete Schwermut der Totenmaske —, es gibt nicht viele, denen bei Nennung des Namens „Beethoven“ nicht dieses monumentale Gesicht erscheint, das in so unvergeßlicher Weise von Einsamkeit, Größe, Sehnsucht, weltüberlegenem Wissen um letzte Dinge zu lünden scheint.

Tauenden und Überausenden wird jetzt noch — 100 Jahre nach Beethovens Tode — dieses Mannes Werk zum größten, nachhaltigsten, aufrüttelndsten Kunsterlebnis. Diese Musik ist Gemeingut aller, deren Ohr und Herz nicht überhaupt für die Sprache der Töne verschlossen ist. Eine Sprache aber ist es, die aus Beethovens Sonaten, Ouvertüren und Sinfonien, aus der Kammermusik, dem „Fidelio“ und der „Missa“ uns entgegenlöst; Musik ist bei Beethoven zum ersten Mal und in einem Grade wie nie wieder nach ihm: Sprache der Seele.

Eigentlich nur einer fühlenden, mischwingenden Seele bedarf der Beethoven-Hörer, damit sich jenes Reich erschließe, dessen Kunde sich zuerst dem großen Romantiker E. T. A. Hoffmann in Beethovens Instrumentalmusik offenbart. Zünftige Begriffe und Beckmessereien irgend welcher Art haben vor dieser SeelenSprache keine Bedeutung. Um sie zu verstehen, braucht man auch keine Kenntnis eines historisch gewordenen Stils, einer vergangenen Mode, eines entstuhwundenen Geschmackes. Wie anders ist das schon bei Mozart und Handl (um zwei, zeitlich Beethoven nahestehende große Musiker zu nennen)! Auch in ihrer Musik spricht vieles mit unmittelbarer Schönheit zu uns, aber ihre innerste Haltung, ihre Weltanschauung, ihr Lebensgefühl ist uns fremd: Rokoko! Wenn wir nicht Haltung, Geist und Rhythmus des Rokoko überhaupt verstehen, wie es sich in seinen sierwollen Schlössern, seiner genussfreudig-spielerischen Kultur manifestiert, wird uns auch das innerste Wesen Mozartscher Musik fremd bleiben. Bei Beethoven aber fühlen wir — von wenigen Jugendwerken abgesehen — keinerlei zeitliche Bedingtheit. Er greift uns gleichermassen durch den tragischen Ernst und die tiefe Empfindung seiner langsamem Säke, wie durch den strohenden Humor seiner Allegro-Inspirationen mit unmittelbarer Kraft ans Herz.

Das Neue, ja Einzigartige seines künstlerischen Wesens gegenüber seinen Vorgängern läßt sich sehr wohl mit Goethes im Schnörkelwesen der Rokoko-Dichtung auftretenden Erscheinung vergleichen. Der Komponist und der Dichter, beide schenkten ihrer Kunst eine neue Sprache, ihrem Volke ein neues Weltgefühl, ein ungelanntes beglückendes Erleben. Die gesamte Musikkultur der letzten hundert Jahre von der dekorativen, tönenen Form bis zum Dichtwerk in Tönen und zum Altukturkwerk, wäre undenkbar ohne Beethoven. Und wenn jetzt auch schon neue künstlerische Ziele am Horizont aufzutauchen scheinen, so ist Beethovens Werk doch noch immer die höchste und an innerer Fülle reichste musikalische Gestaltung seelischen Erlebens bis auf den heutigen Tag geblieben.

Wie aber wäre solche, in ihrer hinreichenden Wirkung ans Wunderbare grenzende Lebensleistung möglich, wenn nicht hinter all diesen unvergleichlichen Künsten stände; wenn diese musikalische SeelenSprache nicht von einer heroischen Aufhöhung all des Leidens und Kämpfens tündete, das im Kleinen und Begrenzen auch dem Geringsten unter uns beschieden ist. Goethe war es, der mit untrüglichem Blick Beethovens Wesen erfaßte: „Zusammengeraffter, energischer, inniger habe ich keinen Künstler gesezen“. Beethoven sprach das sieghafte Wort, sprach: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; niedergebeugen soll es mich gewiß nicht“. Dies Trutwort kann recht eigentlich als Leitspruch gelten für das heldische Schauspiel des Beethoven'schen Lebens. In der engen Trostlosigkeit seiner Familienverhältnisse, im unablässigen, teineswegs mühselosen Ringen um die höchsten Kunstziele, im fanatischen Streben nach menschlicher Vervollkommenung in jedem Sinne, dann im Kampf mit kleinlichen Enttäuschungen und Misserfolgen des Alltags — endlich das unendliche Dulden körperlichen Leidens —, immer bietet dieser Musiker den Anblick eines heroischen Kämpfers, dessen Lippen gleichwohl die höchste Lebensbejublung mit dem Worte sprechen: „O, es ist schön, das Leben aufzunehmen zu leben!“

Nur auf solchem Seelenboden konnte die C-Moll-Sinfonie, konnte der Chor „An die Freude“ wachsen. Das große Kunstwerk ist bei Beethoven — wie kaum jemals sonst — das Abbild wahrhaft groken Menschentums; und diese Einheit des Mannes und des Künstlers ist es vor allem, die jetzt wie immer, uns seines wahrhaft unsterblichen Lebens bewußt werden läßt.

Beethoven und sein Bruder.

Anecdote mitgeteilt von Karl Hage.

Beethoven lebte mit seinem Bruder, der Gutsbesitzer und Apotheker war, nicht in bestem Einvernehmen, weil dieser ihn, bevor er berühmt war, immer wegen seiner Leidenschaft für die Musik verspottet hatte.

Später schwur Beethoven hoch und teuer, daß sein Bruder ihn niemals dirigieren seben sollte, und wenn er gesonnt hätte, würde er verbündet haben, daß der prosaische Bruder jemals eine Note von ihm gehört hätte.

Eines Tages gab Beethoven ein großes Konzert im Augarten zu Wien; das vornehmste Publikum hatte sich versammelt, und der Meister wollte eben an das Dirigentenpult treten, als er unter den Zuhörern seinen Bruder bemerkte. Hastig entfernte sich Beethoven aus dem Saal und rief dem am Eingang stehenden Polizeibeamten zu: „Entfernen Sie sofort den Herrn dort im grünen Leibrock, den dritten in der vierten Reihe, es ist mein Bruder, und wenn der prosaische Kerl sitzen bleibt, so las' ich, hol' mich der Teufel, meine Musik gar nicht aufführen.“

Was war zu tun? Das Publikum, die Ursache des blödlichen Verschwindens Beethovens nicht abwend, wurde ungeduldig.

Der Polizeibeamte lugte dem Meister Narumachen, daß er nicht das Recht habe, einen Herrn, der sein Billett bezahlt habe, aus dem Saale zu weisen.

Beethoven, weiß vor Zorn, bestand auf seinem Entschluß. Der Polizeibeamte ließ den Bruder des Erzürnten unter einem Vorwand herausrufen und machte ihm Mitteilung von dem Vorfall.

Der Gutsbesitzer, verständiger und nüchterner denkend als sein berühmter Bruder, ließ sich das Geld zurückzahlen und meinte zu dem Polizeibeamten: „Wissen Sie, eigentlich ist mir das so ganz lieb; es war ja nur Neugierde von mir, daß ich den Ludwig wollte dirigieren sehen. Aber ob ich dem verrückten Kerl seine verrückte Musik höre oder nicht, das ist mir schließlich gleichgültig. Und Sie beneide ich nicht, daß Sie den ganzen Abend dableiben müssen und nicht fort können, wenn's zu schlimm wird. Nächstens beginnt bei mir das Drehschen; das ist Musik, die ist schöner als hier das Gedudel und der Krach, und es bringt etwas ein. Auf Wiedersehen, mein Herr!“ Sprach's und ging.

Neue Bücher

* Sophie Kloeck: "Die Rosenländer." Engelborns Romanbibliothek, Band 1005. (J. Engelborns Nachf., Stuttgart.) Wenige Tage vor dem Erscheinen der "Rosenländer" ist Sophie Kloeck, diese ausgesuchte Schriftstellerin, im Alter von 61 Jahren gestorben, und so stimmt die Ausgabe dieses neuesten Bandes von Engelborns Romanbibliothek webmütig. Die Verfasserin hat ihrer großen Gemeinde ein reises und gütiges Werk hinterlassen, in dem sich, obgleich es zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalsperre spielt, so viele Anklänge an unsere Zeit und so viele Parallelen zu dem Ringen und Drängen heutiger Jugend finden, daß wir auch von dieser Seite her gespannt warten. Sophie Kloeck gibt eine vorsichtige Schilderung schwerfälligen, wortarmen Friesenwesens und zeichnet in Moiken Stabs, die an Tradition, Sitte und Menschen strandet, eine unvergessliche Frauengestalt, deren Schicksal namentlich alle weiblichen Leser ergreifen wird.

* "Schidal". Eine Geschichte in Bildern von Otto Nückel. (Dolphin-Verlag, München.) Die Geschichte einer Frau, wie sie sich alltäglich in jeder Großstadt ereignen kann. Arme Kindheit, früher Tod des Vaters und der Mutter. Dienst auf dem Land. Hier, in der Fremde und Verlassenheit, erscheint der Held einer verkehrstüchtigen Welt, mit ihm die Lockung der Welt, der die Unerfahrene erliegt. Kindermord, Gefängnis. Die Entlassene geht nach wechselvollen Schicksalen schließlich den Weg der Verzweifelten: ins Wasser, wird gerettet und in die Enge einer kleinbürgerlichen Ehe aufgenommen. Der Erste erscheint zum andernmal, verführt sie und lebt mit ihr; d. h. er läßt sich von ihr aushalten, bringt das Geld in schlechter Gesellschaft durch und schlägt sie und treibt sie zum Totschlag. Nach Flucht und Hebe sprengt die Polizei ihre Urne und erschießt die Entstellende. Diese Inhaltsangabe, die fälschlich den Schein sensationeller Wirkung erweckt, zeigt die dichte Fülle der Ereignisse, die in klarer, bis ins letzte vereinfachter, technisch durch den vielfachen Schimmer des Bleischnitts vollendet Darstellung nur bildhaft an uns vorüberziehen. Eine große einheitliche Anschauung hält alles zusammen, mitselbst wird das Wesen einer lieblosen Welt entblößt, ohne Anklage, ohne Tendenz, nur mit der Wucht des tragischen Erlebens. Über das Elend der Welt erhebt die wahrhaftige Vision des Künstlers in eine tragische Atmosphäre, in der die Konflikte zu höherer Schau überwunden sind. So wird dieser Bildroman (das Werk enthält über 200 Bleischnitte), dem das Wort keine Grenze der Wirksamkeit lebt, mit seinem eigentümlichen Reiz die Bedeutung des schon anerkannten Graphikers Otto Nückel erst recht allen zum Bewußtsein bringen, dem einen durch seinen dichterischen, dem andern durch seinen graphischen Wert.

* "Tiberius". Historischer Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Hesse u. Becker, Verlag.) In der schönen Buchfolge "Die Schatzkammer", deren Bände sich durch schöne und preiswerte Ausstattung auszeichnen, ist soeben der historische Roman "Tiberius" des bekannten Schriftstellers Wilhelm Walloth erschienen. Das Buch war viele Jahre vergriffen; für diese neue Ausgabe hat es der Verfasser sorgfältig durchsehen und zum Teil neu bearbeitet. Walloth unternimmt den Versuch, die rätselhafte Gestalt des römischen Kaisers Tiberius, eines Zeitgenossen Jesu, zu durchleuchten und die vielfachen Widerprüche seines Charakters verständlich zu machen. Die Sitten der Zeit, die Intrigen der Höflinge, die schauerliche Einsamkeit des Kaisers, der gerade von denen betrogen wird, denen er am meisten vertraute, seine späte Liebe zu der Germanin Thusnelda — das alles weiß der Verfasser dem Leser nahezu bringen.

* W. St. Remmont: "Die Empörung". (Rhein-Berlag, Basel.) Am Tage, da die Kunde von der Verleibung des Nobelpreises an den Dichter der "Polnischen Bauern" durch die Welt ging, erschien von ihm in seiner Heimat sein vielleicht dichterisch reinstes, sicher aber originellstes Werk: "Die Empörung", eine Legende vom Aufstand der Tiere gegen ihren Zwingherrn, den Menschen. Ein modernes Tierpos, wenn man will. Nach dem Tode seines Herrn findet der Hofs Hund Rex, der sein Liebling gewesen war, keine mitfühlende Seele mehr. Alle misshandeln und prügeln ihn. Lange brület er Rache. Da eines Tags, als er vernimmt, daß man ihm die Kugel zugesetzt hat, flüchtet er in die Wälder und ruft die Tiere zur Erhebung auf. Er findet Gefährten. Der Aufruhr greift von dem Hof auf die Wälder über und erfährt sogar die Vögel. Ein alter Kranich bat dem Hund von den Wundern fernere Lände: erzählt.

Dorthin will Rex alle Tiere führen, nach dem gelobten Land, wo es keine Menschen gibt. Der Aufstand wird allgemein, der große Auszug beginnt. Wie Odysseus und Kolumbus muß Rex immer wieder die erlahmenden Energien der Seinen anfeuern. Aber der Mut sinkt und sinkt, bis schließlich bei einem Halt die Schweine zu dem Beschlus kommen: Nur der Mensch kann uns retten. Hier wendet sich das Heldenlied zur Tragikomödie. Dicht am Ziel sinkt Rex unter den Hörnern einiger wildgemachter Stiere zerstört zu Boden. Und freudejauchzend erblickt das Heer der Tiere unter den Palmen ein wohlbekanntes Gesicht. „Sei unser Herr, wir sind alle dein“, schmettert ihm das neue Untertanengelöbnis entgegen. Aber es war nicht der Mensch, sondern nur ein Gorilla. Mit diesem Gleichen bringt Remmont an der Schwelle des Grabs sein Mitgefühl mit der Kreatur und seine Zweifel an der menschlichen Kultur zum Ausdruck.

* "Zwischen zwei Revolutionen". Der Geist der Schinkelzeit. Von Ernst Heilborn. (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Das Zeitalter von 1789 bis 1848 ist durch einen unvergleichlichen Reichtum an fesselnden Kulturscheinungen weltgeschichtlicher Bewegungen und interessanten Einzelzügen ausgezeichnet. Es ist für die deutsche Geschichte von unabsehbarer Bedeutung. Ernst Heilborn, in dem Deutschland einen seiner feinsten Seelenkennner und Darsteller verehrt, hat dieses Zeitalter in seiner ganzen Mannigfaltigkeit erforscht. Von den innersten Seelenregungen bis zu den Außerlichkeiten der Kleidung und Wohnung hat er in seinem Buche alles, das für die Zeit charakteristisch ist, mit umfassender Liebe zur Anschauung gebracht. Heilborn besaßt den Pulschlag der Zeit, er spricht als intimster Kenner und weitschauender Deuter. Es gab bisher kein Buch, das den Geist und das Kleid dieser Epoche mit ähnlicher Universalität zu schildern vermochte.

* Hans Richter: "Die unbekümmerte Kläre". Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 57.) Wie Kläre Rieger, ein junges, selbständiges Mädchen von heute, die Enge ihrer kleinen Heimatstadt und die Engbersigkeit ihrer Familie flieht, um sich unbekümmert ihren eigenen Weg durchs Leben zu suchen, davon berichtet dieser neueste Roman des durch seine vielgelesenen Industrieromane bekannten Verfassers. Mit seiner Psychologie — teilweise nicht ohne satirischen Unterton — schildert er die vielfachen Schicksale seiner Helden als Gesellschafterin einer italienischen Familie, als Schülerin einer modernen Tanzschule, als Tanzlehrerin in Berlin und Norwegen, mit scharfen Strichen zeichnet er die Menschen verschiedenster Art, die ihr auf ihrem Lebensweg begegnen.

= Anton Bruckner. Leben und Schaffen. Von Franz Gräflinger. (Max Hesse, Verlag, Berlin W. 15.) Dies Buch ist gleichsam eine Neuauflage des schon 1911 erschienenen Bruckner-Buches "Bausteine zu seiner Lebensgeschichte". Mit wärmster Pietät und unermüdlicher Sorgfalt hat der Verfasser zu diesen "Bausteinen" neues Material zusammengetragen: den Vorfahren Bruckners wird bis ans Ende des 17. Jahrhunderts nachgeführt, bisher unbekannte Bruckner-Dokumente, seine Schulzeugnisse und Lehrbriefe, seine Eingaben wegen der Anstellungen, die Antworten, die er von den Behörden erhielt, viele seiner eigenen Briefe und auch Briefe, die an ihn gerichtet waren, — all solche Bausteine, welche die Persönlichkeit und das Schaffen, das Ringen und Aufwärtsstreben bis zum endlichen Sieg des Meisters näher charakterisieren, erscheinen hier — teilweise zum erstenmal — gesammelt! Die beigegebenen nahezu 100 Bilder (unter denen nur vielleicht die bekannte Photographie Bruckner auf dem Totenbett künftig ausgeschieden werden sollte) sind hochinteressant; namentlich fesseln die Neuauflagen all der einzelnen Teile des "Stiftes von St. Florian", dessen erhabene Herrlichkeiten sich so oft in Bruckners Musik wiederzuspiegeln scheinen, ebenso wie die reizvollen Pläne seiner oberösterreichischen Heimat. Faksimilierte Partiturseiten und Skizzenblätter fehlen nicht. Kurz, eine sehr empfehlenswerte Sammlung von "Bausteinen zu Bruckners Lebensgeschichte". O. D.

* "Werdandi und Freimaurerei". Auseinandersetzung zu einer neuen Weltanschauung auf humanitär-sozialer Grundlage von Alfred Abendroth. (Verlag Alfred Unger, Berlin C. 2.) Es liegt hier der gelungene Versuch vor, Weltanschauung auf humanitär-sozialer Grundlage in eine bestimmte, klare und allgemein fakliche Form zu bringen. Daraus ergab sich die innige Ideenverbindung zwischen Werdandi, dem Neuen, Werdenden und der "Freimaurerei". Diese Auseinandersetzungen werden sicherlich dazu beitragen, die Anschauungen über das Freimaurerium zu klären.